

## „Welt des Gedenkens und der Treue“

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER DEM ACHTZIGJÄHRIGEN  
VON MARTIN DOERNE

### 1.

Ich habe nie nach lärmendem Lob gefragt,  
Für Wen'ge sang ich. — Wissen's die Wenigen,  
Weißt du nur, daß er war, und daß er  
Deiner gewesen, genügt's dem Sänger.

— — —  
— Wenn anderes nichts verblieb,  
Dank bleibt, und Treue bleibt: denn wo nähm  
Treue die Flucht und der Dank ein Ende?

Mit diesen Versen aus der Ode „Die Heimat“ hat Rudolf Alexander Schröder seine Vaterstadt Bremen gegrüßt<sup>1)</sup>. „Dank bleibt, und Treue bleibt“. Der Dichter hat uns immer wieder eingepreßt, das Innerste der europäisch-christlichen Humanität sei in den lateinischen Urworten *religio* und *pietas* beschlossen. Die Luther-Gesellschaft hat von ihm seit einem Vierteljahrhundert das Geschenk dieser beharrenden Treue erfahren, die „nicht die Flucht nimmt“. Unser dankbares Gedenken an den verehrungswürdigen Jubilar zum 26. Januar 1958 möchte sich an seiner durch alle Proben bewährten Treue das Maß geben lassen. Sie darf ihm — an ihrem Teile stellvertretend für die evangelische Christenheit deutscher Zunge — das Zeugnis darbringen, daß die große Herzens-Arbeit seines Dichtens, Lobsingens und Tröstens an ihr nicht vergeblich gewesen ist.

Für die besondere Dankesschuld unserer Luther-Gesellschaft an den achtzigjährigen Rudolf A. Schröder wäre neben Paul *Althaus*, dem Siebzigjährigen, der unvergessene Theodor *Knolle* der berufenste Zeuge. Nur zaghaft können wir andere uns unterfangen, diesen beiden Zeugen zum Ersatz das Sprüchlein unserer Dankbarkeit zu stammeln. Die Luther-Gesellschaft hat sich die Aufgabe gesetzt, Luthers Botschaft

<sup>1)</sup> *Gesammelte Werke* (GW) I, S. 71 (um 1930). — Jetzt eben erscheint die Auslese aus dem Werk „*Fülle des Daseins*“, Suhrkamp Verlag, Berlin und Frankfurt a. M. 1958, ausgewählt von Siegfried Unseld, 622 S. (Die Bücher der Neunzehn, Band 40). — „*Welt des Gedenkens und der Treue*“, der Titel ist einer Bremischen Rede des Jubilars von 1947 entnommen (GW III, S. 1143).

für unser, der Welt der Reformation weit entrücktes und tief entfremdetes Geschlecht lebendig machen zu helfen, in redlichem Hindurchschreiten durch die Zwischenprobleme der vier Jahrhunderte seither und in sorgsamem Aufweis der Spuren, die Luthers Werk der Geistes- und Seelengeschichte unseres Volkes bleibend aufgeprägt hat. Für diesen besonderen Auftrag, für die Selbstprüfung des deutschen Geschichtsbewußtseins im Lichte Luthers war schon das erste Jahrzehnt ihrer Geschichte, die Zeit nach dem ersten Weltkriege, aufs Ganze gesehen, nicht eine Stunde der offenen Türen. Den Theologen, die damals in eine seit Jahrhunderten nicht erlebte neue Unmittelbarkeit zum Urwort der Reformation gerufen wurden, mochte es so scheinen; die Versuchungen, die dem Schlagwort der „Luther-Renaissance“ sich anhefteten, haben jene Fremdheit am Ende nur bestätigt.

Vollends schienen sich die Türen zu schließen in den dunklen zwölf Jahren, deren unterweltliches Geheimnis in der Katastrophe des zweiten Weltkrieges offenbar wurde. Als jene tiefste Verfinsterung der deutschen Geschichte anbrach, hat man für einen Augenblick versucht, den Namen Luthers der Austilgung des Namens Jesu Christi dienstbar zu machen. Das währte kaum eine Stunde. Bald wurde mit dem Christusevangelium zugleich auch Luthers deutsches Prophetenwort in einen Winkel am äußersten Rande des nationalen Lebens abgedrängt, und auch diese Reservatzone der Innerlichkeit und des „Jenseits“ war nur als ein einstweiliger Haftort vor der schon beschlossenen Vernichtung gedacht.

Kurz bevor dies alles begann, hatte die Luther-Gesellschaft in Verbindung mit dem Kreis um die „Eckart“-Zeitschrift, vor allem ihrem damaligen Herausgeber Kurt *Ihlenfeld*, eine Brücke des Gesprächs mit den deutschen Dichtern der Zeit zu bauen unternommen. Rudolf A. Schröder war unter den ersten, die mitzutun willig waren. 1935 waren wir in Wittenberg wieder beisammen, damals noch ein weiter und offener Kreis. Als die Begegnung in den nächsten Jahren — zunächst in Wernigerode und dann nochmals in Wittenberg — wiederholt wurde, hatten die Reihen sich schon gelichtet. Aus der Schar der Getreuen hätte der Chronist jener Jahre manchen Namen mit liebender Verehrung zu nennen. Zwei Männer, die unterdessen abgerufen wurden; der junge Dichter-Pfarrer Siegbert *Stehmann*, dessen Dichtertum eben in den Proben des Krieges, bis zu seinem Soldatentod im Januar 1945,

zu einer in seiner Art vollendeten Leuchtkraft und Fülle emporwuchs<sup>2)</sup>, und, im gleichen Jahre mit Schröder geboren, August Winnig, der Ältesten und Weisesten einer in jener Runde. Unter den wesentlichen Mitträgern der Tagung blieb, auch nach seiner Konversion, Werner Bergengruen und, dem engsten Freundeskreise Schröders zugehörig, Otto Freiherr von Taube.

Daß dieser innere Kreis aber aus einer Gruppe von Gästen und Gesprächspartnern zu einer Gemeinschaft des „Dienstes am Worte“ zusammenwuchs, daran hat unter den Dichtern Rudolf A. Schröder das entscheidende Verdienst. Hier, von seiner Person bald nicht mehr abtrennbar, fügte sich der Ring des *mutuum colloquium* und der *consolatio fratrum*, die Luther in den Schmalkaldischen Artikeln als eine Gestalt des Evangeliums ebenbürtig mit der öffentlichen Predigt und den Sakramenten aufführt. Die Wirkungen breiteten sich über ganz Deutschland aus. Den damals schwer bedrohten, zum Teil stillgelegten theologischen Fakultäten und Hochschulen wurde Rudolf A. Schröder, in unermüdetem Vortrags- und Besuchsdienst, ein Lehrer und Tröster, ja ein geistlicher Vater<sup>3)</sup>.

Kurt Ihlenfeld schreibt in seiner meisterlichen Würdigung von Schröders später Lyrik<sup>4)</sup>: „Dieser Dichter hat die Autorität des Herzens“. Man hat diese eigenste Autorität bei unseren Tagungen erfahren; wenn Schröder uns seine Gedichte las, so riß das selbstvergessene Ergriffensein des Dichters von dem Geist im Worte den Hörenden von selber mit. Man erfuhr sie immer aufs neue staunend an der seherischen Schaukraft seines Vortrages, die eine universale Wissensfülle und eine beispiellose Inständigkeit des Umgangs mit der großen Dichtung und Literatur aller Zeiten zum durchsichtigen Ganzen zusammenfügte. Unabhängig von Einklang und Unterschied der Meinungen empfangen die

<sup>2)</sup> „Opfer und Wandlung“, Eckart Verlag Witten u. Berlin 1951, bietet das Gesamtwerk, mit einem Vorwort R. A. Schröders. Unter Schröders geistlichen Gedichten ist der Zyklus „Wintertrost für Siegbert Stehmann“ (1941), 16 Gedichte, zu Eingang die Strophen „Was dir auch immer begegnet / Mitten im Abgrund Welt...“ eine der kostbarsten Gaben (jetzt GW I, S. 1016—1027, im Auszug: „Fülle des Daseins“, S. 324 ff.)

<sup>3)</sup> Ein Dokument dieses Dienstes ist der Gedichtkreis „Den Freunden in Bethel (nach Aufhebung der Theologischen Schule)“ 1939, mit der Fortsetzung von 1948 jetzt GW I, S. 1011—1016. — Seit 1938 tat Schröder bis 1943 Jahr um Jahr auch der Leipziger Theologischen Fakultät solchen Dienst.

<sup>4)</sup> *Poeten und Propheten*, Eckart Verlag 1951, S. 179—195.

Teilnehmer der Gespräche an Schröders Dabeisein das seltene Geschenk des Gesammeltwerdens um einen verlässlichen Mittelpunkt. Hier hatte ein Mann die Freiheit zum Menschsein, die auch die Gesprächspartner in der gleichen Freiheit übte und bestärkte. Um die Probleme des christlichen Humanismus haben wir auf dem Boden von Wittenberg mit Rudolf A. Schröder manchmal gerungen, freimütig und mühevoll. Überwunden hat uns alle das Personbeispiel christlicher Humanität, das er uns gab. Dies Beispiel stiftete Gemeinschaft, und es hob ihn zugleich hoch über uns hinaus in die Landschaft der „Ballade vom Wandersmann“ — dieselbe Landschaft, in der der Autor von Röm. 14, 1—12 seinen ökumenischen Botenweg ging.

## 2.

Das vielschichtige Problem des „christlichen Humanismus“, um das die Arbeit des Forschers und Übersetzers Schröder seit fünf Jahrzehnten kreist, empfängt bei ihm die positive Auslegung an der Wirklichkeit seines evangelischen, im Zentrum lutherischen Christenglaubens. Um diese geistige und geistliche Mitte seines *opus proprium* recht zu verstehen, ist es hilfreich, auf die Gestalt des „Wandersmannes“ des Balladen-Zyklus von 1938 zu schauen<sup>5)</sup> und zwei Verbindungslinien nachzudenken, einmal von hier rückwärts zu dem großen Gedichtband „Mitte des Lebens“ (1930), dann zu der gleichzeitig mit der Ballade erschienenen Erstauflage der Gedichte „Ein Lobgesang“.

Die Ballade beginnt:

Rührt mich nicht an; — ich bin's nicht mehr.  
 — Blickt lieber wie von ungefähr  
 Ins bunte Vielerlei.  
 Ich brach das Brot, ich saß zum Herd,  
 Ich hielt euch alle hold und wert:  
 Das, dünkt mich, ist vorbei.

<sup>5)</sup> GW I, S. 433—452; die 19 Gedichte vollständig jetzt auch in „Fülle des Daseins“, S. 556—575. Das neunte Gedicht: „Gespenst und gar um Mitternacht . . .“, 45 Zweizeiler, Schlußvers: „Ich ward mir selber zum Gespenst“, erst in den Ausgaben seit 1948 mitveröffentlicht, macht den Zusammenhang des Ganzen mit dem deutschen Unheil noch klarer sichtbar.

Die Einsamkeit dieses Fortgehenden steigert sich zum Gram der Verlassenheit und zu der Anklage, die zugleich Selbstanklage wird:

Mir war einmal ein Haus bekannt,  
Das wurde Vaterhaus genannt,  
Haus, Hof und Land.  
Woher, Wohin? — Nimm Antwort mit  
Vom Staube, da des Wandrers Tritt  
Die Straße schritt.

Noch bitterer dann:

Vernehmt die neue Tageweis,  
Die ihr nach Weisen fragt:  
Von der Klage, die keine Klage weiß,  
Weil Klage sich selbst verklagt.

Wieder das Gleiche, nur in verwandeltem Ton, schon vorher:

Laßt mich's immer leiser sagen,  
Immer sanfter, eh ich scheid:  
Wüßt ich doch von keinem Leide,  
Das zu klagen.

— — —

Kleid und Haus, sie wären deine?  
Dein der Hof, das Land, die Krone?  
Still! — Ihr wißt's, euch selbst zum Hohne,  
Was ich meine.

Still, und laßt mich's leiser sagen,  
Sanfter sagen, eh wir scheiden:  
Menschen-Los ist Menschen-Leiden. —  
Lernt's ertragen.

Die „schauerliche Schwermut“, die ein zuständiger Interpret<sup>6)</sup> als ein „Urerlebnis“ in Schröders Lyrik aufweist, ist in dieser Dichtung von 1938 wahrlich nicht weniger mächtig als in den Werken der Frühzeit. Desto eindrucklicher bezeugen die vier letzten Gedichte des „Wandersmann“-Zyklus, daß dieser sich von aller Welt lösende Pilger kein Ver-

<sup>6)</sup> Joh. Pfeiffer, „Gast auf Erden“, R. A. Schröders „Ballade“ und „Lobgesang“: Eckart 1938, S. 55—64. Am Nebeneinander dieser zwei Dichtwerke ist hier vielleicht die gründlichste Wesensdeutung des Lyrikers Schröder gewonnen.

zweifelter, kein Wanderer ins Nichts ist. So dicht sein Pfad jetzt in Nebeln verhüllt ist — über ihm bleibt und für ihn öffnet sich, wenn die Stunde da ist, die Weite des Himmels.

— Und Dämmerung! — Und die blanken jähe,  
 Die Gipfel schwarz im Untergang;  
 Und aus des Dorfs verschneiter Nähe  
 Der Glocke Lob -und Bittgesang,  
 Verbrandend mit dem finsternen Jahre  
 Vorm Bühne meiner Abendwacht:  
 Und rings die runde, sternenklare,  
 Sternüberfüllte Winternacht.

Blicken wir jetzt nur im Vorübergehen auf die in GW II. III aus 35 Jahren zusammengefügt „Reden und Aufsätze“<sup>7)</sup>, eine Ernte von überströmender Fülle und von einem spezifischen Gewicht, das sich dem Leser bei wiederholtem Studium immerfort zu steigern scheint: hier spricht sich ein Verständnis der Kunst aus, das der Autor, in bewußter Absage an vorherrschende zeitgenössische Kunsttheorien und -übungen, auf die Formel „*Harmonisierung des Unharmonischen*“ bringt (GW I, S. 1180, aus dem Nachwort zu den Gedichten). Man mag dies eine „idealistische“ Kunstauffassung nennen. Aber die „Ballade vom Wandersmann“ soll hier zur Behutsamkeit mahnen; sie läßt den dunklen Hintergrund jener „idealistischen“ Formeln erkennen. Im Zusammenhang der zwei Essays über Schillers Gedichte (II, S. 640 bis 690), eines der Meisterwerke des I. Bandes, steht ein Satz, der die Wahrnehmungen an der „Ballade“ bestätigt und das Verborgene hinter Schröders gedämpften Harmonien aufschließen hilft. „*Nicht was in einem Kunstwerk gedeutet und ausgesprochen, sondern was in ihm beschwiegen wird, macht seine eigentliche Tiefe aus. Das gilt auch vom Kunstwerk des Wortes . . . vom Gedicht*“ (II, S. 689).

Nun zum Symbol des „Wandersmannes“ von 1938 zurück! Man muß bedenken: das Bekenntnis zu der wesenhaften Einsamkeit des Menschen, dem tragischen Daseinserlebnis nahe benachbart, an Tiefe und Wahrhaftigkeit nicht nur der nihilistischen „Elendsromantik“ (III,

<sup>7)</sup> Die 1. Auflage in 2 Bänden 1939; der Umfang ist in dieser Neuauflage GW II. III gegenüber 1939 verdoppelt. In diesen 2400 Seiten fehlt immer noch manches, was wir ungern vermissen.

S. 1186), sondern auch dem unter Christen gern geübten Mitbeseufzen des „Verlustes der Mitte“ in unserem Säkulum weit überlegen — dieses Bekenntnis stammt aus einer Zeit, in der der Dichter seines Heimgeholtseins ins Haus des Vaters längst gewiß geworden ist. — Schröders Autorität in der evangelischen Christenheit unserer Tage beruht ja entscheidend auf dieser Herzens-Geschichte, die ihm widerfuhr. Mit beinahe drastischer Deutlichkeit des Ausdrucks hat er selbst sie in dem „*Brief an einen Heimkehrer*“ 1945 beschrieben:

... „Ich müßte Ihnen berichten, wie mich — ohne mein Zutun — dieser Gott, den ich — scheinbar nach bestem Wissen und Gewissen — für unauffindbar gehalten hatte, plötzlich in unmißverständlicher Weise beim Wickel genommen, so daß es mir ähnlich erging wie dem Achill im ersten Gesang der Ilias, wo ihn die Athene von hinten ins Haar faßt... So etwas war mir damals passiert, und natürlich nicht mit irgendeiner olympischen Gottheit, sondern mit dem einen Gott, von dem das erste Gebot redet“ (III, S. 1191).

Daß das „Plötzliche“ dieses Widerfahrnisses nicht oberflächlich verstanden wird, dafür ist durch den Gedichtband „*Mitte des Lebens*“ (1930) gesorgt<sup>8)</sup>, der gründliches Studium begehrt. Diese „Geistlichen Gedichte“, wie sie im Untertitel benannt sind, größtenteils zu sieben Zyklen geordnet, zwischen 1917 und 1928 entstanden, bezeichnen zugleich die Mitte der Lebensgeschichte wie des dichterischen Gesamtwerkes. Ein Ringen um Gott, das bei keinem Gut dieser Welt Genüge findet, letzte Wahrhaftigkeit der Selbsthingabe, bei der vom Ich nichts übrigbleibt als das Verlangen nach der Gnade, die den alten Menschen im Geiste schöpferisch umwandelt, schließlich staunendes und betroffenes Stillestehen vor dem anhebenden Wunder dieser Gottesgegenwart. In der zehn Jahre umgreifenden Geheimgeschichte, die diese Gedichte bezeugen, ist das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christus — und mit ihm, ohne humanistisch-historische Vermittlung, allerdings auf dem Grunde des lebendigen biblischen Wortes, die Kreuzestheologie des jungen Luther noch einmal neu entdeckt. Eines

<sup>8)</sup> Jetzt GW I, S. 691—767. Der Eingangszklus „*Audax omnia perpeti*“, 23 Gedichte mit Überschriften aus Horaz' Ode an Vergil (I, 3), erschien 1919 als Privatdruck in Holland. Er läßt die Zusammenhänge zwischen der christlichen Wendung Schröders mit der tiefen Erschütterung an Deutschlands Geschick 1918 erkennen. Vgl. den Brief vom Frühjahr 1918, GW II, S. 14—17, aber auch schon den Brief an Hugo von Hofmannsthal (Spätherbst 1914) ebd. S. 9—11.

der stärksten Zeugnisse des großen Verlangens nach dem Gott, der allein retten kann, sind die drei Strophen des zweiten Gedichts „*Media in vita*“:

Aus Todes Furcht, aus Angst des Lebens,  
 Aus mittler Mitte dieser Zeit  
 Schrei ich zu dir und schrei vergebens,  
 Ich rufe dich, und du bist weit.

— — — —  
 Viel hat sich schon mit mir begeben,  
 Und wieder viel bereitet sich,  
 Da dennoch alles, Tod und Leben,  
 Nur ein Geschwätz sind ohne dich. (I 723).

Mitten in den Schmerzen dieses Verlangens aber beginnt das Wunder der Erfüllung. Gott entnimmt den verlorenen Sohn sich selber und zieht ihn an sein Herz („Nicht ich“, I 730). Ja der Beter, der mit Gott allein ist („Nur du, nur ich! — Das andre war ein Traum“, I 727), wird schon in das neue Wir des Dienstes und des Lobgesanges eingeschlossen („Wir dienen“ und „Lobgesang“, I 750 f.). Was dieser Dichter von Gottes persönlichem Wirken erfährt, ist nicht seine Privatgeschichte. Es ist die gleiche, von der die Psalmdichter des Alten Testaments sangen, und ein für allemal gültig ist sie in dem neutestamentlichen Christus-Wort mit seiner dramatischen Selbstvergegenwärtigung: Sünde — Gnade, Gericht — Rechtfertigung, Buße — Glaube ausgesagt. — Das evangelische Vermächtnis des Elternhauses, dem der Sohn sich entfremdet hatte, lutherische Frömmigkeit, mit mancherlei reformiertem, speziell auch mit pietistischem Erbgut verschmolzen, ist in dieser Bekenntnisdichtung „Mitte des Lebens“ wiedererweckt, ebenso biblisch und gemeindemäßig wie persönlich neugeprägt.

Wir werden recht tun, heute dieses Zweite neben dem Ersten kräftig hervorzuheben<sup>9)</sup>. Der Wurzelzusammenhang mit Schröders weltlicher Dichtung ist in „Mitte des Lebens“ überall zu spüren. Ein erleuchtendes Beispiel bietet der Vergleich der Ode „*Nachhall*“ (GW I 77), einer der vollkommensten lyrischen Schöpfungen, mit dem vorletzten

<sup>9)</sup> Auch um dieser persönlichsten Prägung willen ist Kurt Ihlenfelds Urteil über den bleibenden Vorrang von „Mitte des Lebens“ im Ganzen von Schröders geistlicher Poesie, das sich auf des Dichters eigenes Zeugnis beruft (a.a.O. S. 194), dankbar zu bejahen.

Gedicht aus „Mitte des Lebens“: „*Ist's schon spät im Jahr?*“ (I 765). Ein „Urerlebnis“ des Dichters, das Joh. Pfeiffer in seiner Interpretation der „Ballade“ zeigte, ist „der tiefe Gram, der aus dem Wissen kommt: daß alles entgleitet“. Dieser Gram empfing in den Totenbeschwörungen der großen Gedichte um 1918 neue Mächtigkeit. In diesen Gedichten, die die Reihe der „*Denkmale und Widmungen*“ (GW I 240 ff.) eröffnen, „*Heimkehr*“ (240 ff.), „*Ausfahrt*“ (250 ff.), „*Die Wanderer*“ (255 ff.), ist das elementare Grauen vor dem Nichts nicht mehr „beschwiegen“, wie es der frühe Schröder in den „*Andenken an eine Verstorbene*“ (I 145—185), in dem Gedichtkreis „*Elysium*“ (I 316 ff.), auch in den schönen Elegien „*Der Jahrestag*“ (I 112 ff.) und „*Mnemosyne*“ (117 f.) noch zu beschweigen gewillt war. Je fester sein Denken sich an dem konsequenten Personalismus des biblischen Menschenverständnisses orientierte, desto schwerer wurde die kontemplative Freude an der Goethischen „Dauer im Wechsel“ überschattet von der Drohung des „anderen Todes“, die durch keinen Mythos elysischen Entrücktwerdens mehr zu beschwichtigen ist. — Das erschütternde Andringen des Zeit-Erlebnisses gibt der „Nachhall“-Ode von 1927 die magische Resonanztiefe; dasselbe Erlebnis führt im vorletzten Gedicht der „Mitte des Lebens“ den Dichter zu der Gebets-Frage, die in den verhüllten Fragen des „Nachhalls“ schon vorgedeutet war. Jetzt heißt es:

Heiliger Herr und Gott!  
 So war ich jung, so ward ich alt?  
 Herr, und käm die Stunde bald,  
 Hilf mir in der Not.

Vater mein und Trost!  
 Der bunte Herbst ist bald verweht.  
 Hilf, daß keiner nackend geht  
 In den Winterfrost.

Für das Bewußtsein der evangelischen Gemeinde steht Rudolf A. Schröders Wirken, beinahe seit zwanzig Jahren, vorwiegend im Zeichen des *Kirchenliedes*. Vom „geistlichen Liede“ im allgemeinen unterscheidet sich das Kirchenlied, nach Schröders eigener Aussage, durch die „strengeren Gesetze“, durch die „gehorsame Bindung an das Wort,

das Regel, Maß, Grundlage und Inhalt der Kirche ist<sup>10</sup>). *Jochen Klepper* in der großen Abhandlung „*Das göttliche Wort und der menschliche Lobgesang*“<sup>11</sup>) und ähnlich *Siegbert Stehmann* in seinen geistlichen Gedichten bis 1939 faßten diese Bindung enger und exklusiver als Schröder im Sinne einer Unterordnung unter das Bibelwort.

Unser Dichter konnte sich diese biblizistische Normierung auch darum nicht zum Gesetz machen, weil er seit 1930 sich tief und selbständig forschend in die Geschichte des Kirchenliedes eingelebt hatte, die schon in der Gestalt des altkirchlichen Hymnus diesem Biblizismus widerspricht. — Schröders Domäne ist das *Kirchenlied des 17. Jahrhunderts*. Hier breitete er in dem großen Vortrag bei unserer Wittenberger Tagung 1935 einen Reichtum eigener Neuentdeckungen aus, der unsere Theologenzunft beschämte — und begeisterte. „*Dichtung und Dichter der Kirche*“, unter diesem Titel erschien 1936 im Eckart-Verlag ein stattlicher Band, zunächst ein Durchblick durch das „deutsche Kirchenlied“, dann, durchweg aus den Quellen geschöpft, die drei großen Bilder *Johann Heermanns*, *Paul Flemings*, *Johann Rists*. Gleichzeitig mit diesem Buche gab er *Johann Heermanns Evangelienlieder* in einer weise bemessenen Auswahl heraus<sup>12</sup>). Heermanns Beispiel erweckte in Schröder dann die Freude zu eigener Neugestaltung dieser Liedform. So entstand zwischen 1948 und 1952 das „*Sonntags-evangelium in Reimen*“, ein großer Liedkreis, der das ganze Kirchenjahr umfaßt, als Achtes Buch der Geistlichen Gedichte in GW I, S. 1084—1176 aufgenommen. — Die monographischen Hauptteile des Buches von 1936 sind, unterdessen durch vier weitere Kapitel (*Paul Gerhardt*, *Simon Dach*, *Hans Aßmann von Abschatz* — eingangs der Vortrag ‚*Luther und sein Lied*‘) ergänzt — in GW III, S. 501—738 vereint.

<sup>10</sup>) Vorwort zu „*Ein Lobgesang*“, 2. Aufl. 1939.

<sup>11</sup>) In „*Das Buch der Christenheit*“, herausgeg. von K. Ihlenfeld, Eckart-Verlag 1939, S. 128—162. Klepper hat die großangelegte Konzeption, die das Werk des Dichters zuletzt nur als „Auslegung“ des biblischen Wortes verstehen will, sowohl in seinen „*Kyrie*“-Liedern (1. Aufl. 1938, stark erweitert 2. Aufl. 1948) wie auch in seinem Roman „*Der Vater*“ eindrucksvoll, doch auch unnachahmlich verwirklicht. — *S. Stehmann* ist in den Gedichten seiner letzten Jahre von dieser theologischen Doktrin abgekommen, wir glauben, sehr zum Gewinn für seinen Dichterberuf.

<sup>12</sup>) *J. Heermanns Frohe Botschaft*, Eckart-Verlag 1936. Über Wesen und Vorgeschichte dieser „balladesken“ Sonntagslieder vgl. jetzt GW III, S. 551—559. Die hier vorliegende „Paraphrasierung“ des Bibelwortes gehört, wie Schröder bündig erweist, mit der Gemeindepredigt nahe zusammen.

Den ersten Platz hat *Paul Gerhardt* inne. Persönliche Erfahrung Schröders wirkt dabei mit. „Es sind Gerhardts Lieder gewesen, an denen ich mit leiser Hand zurückgeführt worden bin, noch ehe mir das Wort der Schrift selbst wieder lebendig geworden war“ (III, S. 592, vgl. 512). Daneben ist es für Schröder doch auch von Gewicht, daß Gerhardt als Dichter alle anderen Stimmen im deutschen Kirchenliede überragt. Gerhardts Ruhm, den Schröder kundig preist, geht nicht auf Kosten Luthers. Für „Ein feste Burg“ würde der Humanist Schröder den ganzen Pindar drangeben (III, 526). Doch für Luther war das Dichten ein Nebenwerk, während Gerhardts ganzer Auftrag für uns in seinen Liedern beschlossen ist. — Schon um der neuergriffenen Nötigungen und Herrlichkeiten des gesungenen Wortes willen, manchmal doch auch in doktrinärer Übersteigerung des kirchlich-gottesdienstlichen Wir, ist die evangelische Kirche in Deutschland heute geneigt, das Lied des 16. Jahrhunderts zum Kanon des Kirchenliedes überhaupt zu erheben. Eben hier tut uns Schröder, indem er uns zu tieferer Aneignung der Lieder Paul Gerhardts und seiner Zeigenossen anleitet, einen unersetzlichen Warndienst.

Die Forscher- und Herzensarbeit des Hymnologen Schröder im Bereiche des 17. Jahrh., wenigstens im Hauptertrag jetzt auf den 200 Seiten GW III, S. 531—738 zusammengefaßt, ist nicht nur eine schriftstellerische Gabe voller Geist und Anmut, sie hat auch das Vollgewicht einer wissenschaftlichen Wiedererschließung fast vergessenen Erbes, die kaum ein anderer als der Jubilar unternehmen konnte. — Die Dichter dieses Jahrhunderts haben „geistliche“ und „weltliche“ Poesie zumeist in Personalunion geübt; Gerhardt ist eine Ausnahme. Aus profunder Kenntnis der Quellen mitsamt den literatur- und kulturgeschichtlichen Hintergründen weiß uns Schröder diese Dichter lebendig zu machen, ihr Werk je nach seinem Rang und Ort, aber auch ihre menschliche Gestalt. Die Monographien über Johann Rist und Simon Dach, zu den liebenswürdigsten Kabinettstücken der zwei Bände „Reden und Aufsätze“ zu zählen, machen viel Unrecht gut, das von Theologen und Nur-Liturgikern an diesen Dichtern geübt wurde<sup>18)</sup>; man kann nur wünschen, daß Schröders Stimme fortwirkend unter uns gehört und bedacht wird.

<sup>18)</sup> Siehe Seite 34

Schröder hat sich für seinen christlichen Humanismus getrost auf das gnädige Eingehen des ewigen Wortes in die Sprache und die Sprachen der Menschheit berufen (III, S. 379 f.). Als christlicher Humanist hat er dem Kirchenliede seine Liebe auch darum geschenkt, weil es die Segensmächte zeitüberdauernder Überlieferung innerhalb des Kosmos (oder Chaos) heutiger Poesie am gültigsten vertrete. Auch als weltlicher Lyriker bekennt sich Schröder zu dem „Eingegliedertsein in einen jahrtausendealten Zusammenhang“; er hat sich „niemals als ein Neubeginner, Neutöner oder Verhänger neuer Tafeln, sondern als Fortsetzer, mitunter sogar — und zwar mit Vergnügen — als Wiederholer empfunden“ (I, S. 1179). Seiner „Erkenntnis der Kontinuität“ kommt das christliche Kirchenlied bekräftigend entgegen; denn „in ihm besitzen wir auch heute noch *die einzige berechnigte und lebensfähige Humanistendichtung*“<sup>13</sup>). „Seine Formen und seine Aufgabe sind im Lauf der Jahrhunderte dieselben geblieben. . . Damit hat es . . . ein antikes Erbe angetreten und gewahrt. Nicht das Neue oder Überraschende, sondern das Gewohnte und Bewährte bildet sein Gesetz . . . Darin ist es . . . der *Predigt* verwandt, es hat, wie sie, den alten Schatz der Verkündigung, der Lehre, der Ermahnung und des Trostes zu verwalten für den Einzelnen wesentlich, insoweit er als Glied der Gemeinde für solche Gabe zugänglich ist“ (S. 1183 f.). Und hierin ist das Kirchenlied wieder repräsentativ für das (in den letzten Generationen mißachtete) „*gesellige Wesen*“ der Dichtung, für ihren „Zusammenhang mit allen übrigen menschlichen Tätigkeiten“, also zum Ende für ihr Teilhaben am Gesetz des „*Dienstes für andere*“ (S. 1179). Das ist in Kürze der Kommentar, den Schröder uns zum Verständnis seines eigenen Bemühens um das Neuwerden des Kirchenliedes gibt.

<sup>13</sup>) Noch im Januar 1958 soll der VI. Band der Gesammelten Werke erscheinen: Übertragung von je vier Dramen *Racines* und *Molières*, dazu *Corneille*, *Rodogune*. Mit dieser großen Ergänzung des gewaltigen Opus des deutschen *Homer* (IV) und der Lateiner *Vergil und Horaz* (V) wird die Breite und Tiefe von Schröders Vertrautheit mit der Welt des 17. Jahrh., auch ihrer romanisch-katholischen Bezirke, vollends ins Licht gestellt.

<sup>14</sup>) *Die Kirche und ihr Lied*, Eckart-Verlag 1937, S. 17. Die kleine Schrift, ursprünglich ein Vortrag, steht nicht in den Ges. Werken. Mancher von uns, dem die einprägsamen Kernsätze dieser Schrift z. B. über das Wesen der Kunst und speziell der „Musik“ (als Einheit von Wort- und Tonkunst), auch die aus 1. Kor. 14 geschöpften kritischen Weisungen damals ein Licht aufgehen ließen über bisher undeutliche Zusammenhänge, wird sie vermissen.

Wir können dem Dichter nicht genug danken, daß er unsere gemeinsame Verantwortung für ein neues Lied, „ohne das auch das alte seine lebendigsten Kräfte einbüßt“<sup>15)</sup>, mit so beharrlichem Ernst, mit so freigebiger Dargabe seiner Kraft und Kunst zur persönlichen Gewissenssache gemacht hat. Es wäre davon noch viel zu sagen; wir würden gern auch näher auf bestimmte eigentümlich lutherische Züge in seiner Kirchenpoesie eingehen. Denen, die unseren Dichter etwa einen Traditionalisten nennen, möchte man zuerst die Bitte ans Herz legen, sich in das Ganze der Schröderschen Lyrik, und zwar auch ihrer „weltlichen“ Seite, einzulesen. Daß dieses groß und streng geformte Dichtertum, das sich beinahe ausschließlich in Lyrik entfaltete, nicht jedermanns Ding ist, das ist nur die Kehrseite seines inneren Gewichts. Wir möchten nicht glauben, daß die Worte der Rühmung, die *H. von Hofmannsthal* und neuerdings Männer wie *Carl J. Burckhardt*<sup>16)</sup> dem Gesamtwerk Schröders widmeten, umsonst geschrieben sind.

Daß wir zum Ende nochmals auf den Einwurf antworten, Schröder sei „Traditionalist“: diese Vorstellung ist zum großen Teil durch das Mißverständnis verschuldet, Schröders Dichten seit etwa 1935 sei fast ausschließlich Dienst am Kirchenliede, an der „kultischen Poesie“ gewesen. Dieses Mißverständnis wäre schlechter Lohn für die diakonische Liebesmühe, mit der der Dichter um der Gemeinde willen allerdings nicht gespart hat. Die Grenzen der „eingängigen Sangbarkeit“, die dem Kirchenliede gesetzt sind (I 1184), mögen fließend sein; vielleicht hat sie wohlmeinender kirchenmusikalischer Eifer auch in der Aneignung von Schröders geistlichen Liedern zuweilen über das Maß ausgeweitet.

Darum darf einer dem Dichter zu Dank und Ehre heute getrost aussprechen, daß die kostbarsten Juwelen seiner geistlichen Dichtung doch wohl jenseits des Kirchenlied-Kreises zu suchen sind. Die kon-

<sup>15)</sup> Ebd. S. 26. Vorher: „Es ist ein Gesetz aller Kunst, daß sie nur in lebendiger Erneuerung, nicht aber in unfruchtbarem Verharren auf überkommenem Bestande wahrhaft am Leben zu bleiben vermag“.

<sup>16)</sup> 1953 (zum 75. Geburtstag des Dichters) in der Zeitschrift „*Merkur*“ erschienen, mit einigen wichtigsten Ausschnitten jetzt in „*Dichten und Trachten*“, Jahresschau des Suhrkamp-Verlages (S. 5—12) wieder abgedruckt. H. v. *Hofmannsthals* jetzt um 30 Jahre zurückliegendes Zeugnis (S. 61 ff.) und *Max Rychner*, Das Werk von R. A. Schröder (S. 68 ff.) in „*Des Jahres doppeltes Gesicht*“, R. A. Schröder-Almanach, Suhrkamp 1953.

zise Energie seiner Dichtersprache, die weite Bogenwölbung der großen Zyklen, zu denen sein Dichterwort sich immer wieder konzentrierte, „dramatischer Form sich nähernd“, wie man sagen könnte, darf nicht nach ihrer gemeindlichen Eingängigkeit gefragt werden. Auch unter den großen Einzelgedichten des geistlichen Kreises würden viele an den Maßen des Kirchenliedes nicht ausreichend zu beurteilen sein. Wir denken etwa an den mächtigen Hymnus „Wort des Herren, Feuerstrahl / In die Dämmerung der Erden . . .“ (I 916), aber auch an brüderlich-seelsorgerliche Zeugnisworte wie „Ich hab ein Wort gefunden / Dafür will ich dir danken“ (I 976) oder „Mein Wundern zag / Staunt Tag für Tag . . .“ (I 977 f.). Solche aus der glutflüssigen Ursubstanz evangelischen Christentums geschöpfte Dichtung wird, wie wir zu hoffen wagen, auch künftig nicht als „individualistisch“ abgetan werden, weil sie ihren Ort nicht im Gottesdienst der Gemeinde habe. Den Schaden hätte nicht Schröders Werk, dessen Zukunft nicht geringere Verheißung hat als die Zukunft der Humanität, sondern unser kurzatmiges Kirchtum, das zwischen den Polen eines totalitären Liturgismus und eines augenblicksverfallenen Aktualismus heute unruhig hin- und hergerissen wird.

„Weltliche“ und „geistliche“ Dichtung: Schröder hat die zwei Bereiche — zuletzt in dem Nachwort zum I. Bande der Gesamtausgabe — sorgsam unterschieden; daß die Unterscheidung aber nicht ein Auseinanderreißen des Einen und Ganzen der Poesie besagt, hat er in seinem Dichten wie in seinem Lehren bekundet. Wie nahe befreundet beides in seinem Herzen beisammenwohnt, hat uns der Sechundsiebzehnjährige, in der dunkelsten Stunde der vaterländischen Geschichte, 1944, mit dem Gedichtkreise „*Alten Mannes Sommer*“ (I, 465—488) anschaulich gemacht; wir können nur einstimmen in Kurt Ihlenfelds Würdigung, die diesen Zyklus ein „paradiesisches“ Werk nennt. Daß auch dieses „*Alten Mannes Sommer*“ unter keinem anderen Himmel steht als dem, der dem Dichter und uns gemeinsam durch Luthers Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders aufgeschlossen wurde, dafür mag das Gedicht „*Lebenslauf*“ (I 473) zeugen:

„Alter, wenn sich's sagen läßt,  
Sag, wie war dein Lebenslauf?“  
Der mich freigab, hielt mich fest,  
Der mich drückte, half mir auf;

Machte mich durch Altern neu,  
 Machte mich durch Wachstum klein,  
 Stieß mich aus und blieb mir treu,  
 Gab die Welt: und nichts ward mein;

Hielt Gericht und sprach mich quitt,  
 Eh mein Frevel noch begann.  
 Was ich ward, und was ich litt,  
 Rätsel: deute sich's, wer kann.

Als wir uns rüsteten, Rudolf Alexander Schröders siebzigsten Geburtstag zu begehen, drängte sich mir zur Deutung des Einen und Ganzen, in dem sein Dichten beschlossen ist, ein Satz aus Luthers Vorlesung über den Hebräerbrief (Scholien zu Hebr 3, 1; WA 57, Hebr, S. 137, 11 f.) auf:

*Confessio peccatorum et laudis est una eademque confessio.* „Das Bekenntnis unserer Sünden und das Lob-Bekenntnis Gottes ist das eine und gleiche Bekenntnis“. Für die neue Bezeugung dieser „großen Konfession“ danken wir dem Achtzigjährigen — und danken dem, der ihn gesegnet hat, daß sie nicht Bruchstück blieb.

Wir haben von Gott eitel Liebe und Wohlthat empfangen, denn Christus hat für uns geset und geben Gerechtigkeit und alles, was er hat, all seine Güter über uns ausgeschüttet, welche niemand ermessen kann, kein Engel kann sie begreifen noch ergründen, denn Gott ist ein glühender Backofen voller Liebe, der da reichet von der Erden bis an den Himmel.  
 Aus Luthers Predigten des Jahres 1522. (W 10. I. 8, 55)